

GRENZEN ÜBERGÄNGE SPLITTER

von Sabine Scholl (Berlin)

publiziert in Kooperation mit dem
Projekt *Verbotene Worte*

erschienen in: Sofronieva, Tzveta
(Hg.): *Verbotene Worte: Eine
Anthologie*. München: Biblion 2005
(Marburger Bibliothek 7)

An Literatur hatte mich früh interessiert, was sich ihrer Auflösung näherte und ihren Grenzen. Meine Dissertation über Unica Zürn befragte die Grenze von Literatur und Schizophrenie. Was geschieht, wenn man sich nicht an »die Regeln« hält und wer macht »die Regeln« überhaupt? Und wie werden sie aufgestellt? Und es ging in dieser Arbeit genauso um die Frage, warum so viele Frauen in der ersten Hälfte des Jahrhunderts scheiterten, wenn Lebensentwurf und Künstlerdasein nicht zusammenkamen. Das ist als eine Art negativer Genealogie (das Fremdwörterbuch sagt mir dazu: Geschlechterkunde) zu verstehen. Ein Umgang mit Splittern, ein Anpassen und Umbauen.

Später wollte ich neben einer Erweiterung des Literaturbegriffes durch die Phänomene von Musik, Medien, Film, bildender Kunst, Technologie, denn sie verändern unsere Mythen, unsere Gewohnheiten und Denkmodelle, auch einen erweiterten Kulturbegriff verfolgen. Durch veränderte Zusammenlebensbedingungen ist es nötig geworden, von der Vorherrschaft der weißen westlichen Hochkultur abzugehen. Auch in Europa kann man von Minderheiten, Einwohnern ehemaliger Kolonien, also von Fremden, Grenzbewohnern und der Dritten Welt reden. Auch wenn diese Art der Unterhaltung meist einseitig und oft nur in Bruchstücken geführt werden kann.

Wer sich als fremd erfahren hat oder als Fremder erfahren wurde, kann das andere besser wahrnehmen als der, der ständig bei sich klebt. Nicht nur seitdem ich im Ausland immer wieder Ausländerin gewesen war, habe ich mich für Entfremdungen und Verfremdungen interessiert, umgekehrte Ethnologie, Anthropologie, Science Fiction.

Auf der Verfahrensseite konnte ich einen Hang zur Groteske und Exzentrik ausmachen. Eine Faszination von Techniken wie Collage, Assemblage, ein Herumspielen mit Resten, ein Springen zwischen verschiedenen Formen von Repräsentation und sogar zwischen den Sprachebenen und Sprachen war in vielen Texten und Denkstücken angelegt. Ein ständiges Übersetzen, Hinterfragen von Ländern, Kulturen, Worten, Medien usw. Ein Übersteigern der Natur, der Norm, des Geradlinigen, Einfachen.

Die Idee, dass letztlich alle künstlerischen Vorgänge, die mich interessieren, mit dem Übersetzen und Zusammenbringen von auf den ersten Blick Unvereinbarem zu tun haben, eine Arbeit am Hybriden, die ihre Spannung aus den Spalten und Löchern zwischen den Erscheinungen bezieht, kam mir, als ich mit Yoko Tawada über ihre Schreibtechnik sprach. Mit ihrem Computer bewegt sie sich in mehrfachen Schritten zwischen ihrer Muttersprache und der deutschen Sprache, zwischen japanischen Bildschriftzeichen und europäischen abstrakten Buchstabenzeichen und in diesem ständigen Verfremden bleibt die so genannte Authentizität auf der Strecke.

Das war der Zeitpunkt, an dem ich Tzveta kennen lernte, in einem Stipendiatenschloss, das der Kommunikation von Künstlern aus verschiedensten Ländern der Welt dienen sollte. Bei einem ersten Zusammentreffen aller Stipendiaten schlug Tzveta vor, man sollte sich doch einfach kurz vorstellen, um die Barrieren etwas zu mildern. Ein Vorschlag, der abgeschmettert wurde, worauf sie sich als sozialistisch sozialisiert vorstellte. Jedenfalls verlief die Kommunikation danach recht einseitig. Junge Männer sicherten sich die besten Positionen, mit Tzveta verband mich außer Sympathie noch die Tatsache, dass wir Autorinnen mit kleinen Kindern waren. Auf einer Decke im Gras schuf sie sich ihr eigenes Territorium, mit ihrer Übersetzerin aus dem Bulgarischen und ihrer kleinen Tochter. Sie hatte einen Gedichtband *CHICAGO BLUES* veröffentlicht, ich war auf dem Sprung nach Chicago.

Denn dort wohnte ich einige Jahre in einem mexikanisch geprägten Viertel. Weil ich mehr über meine Umgebung erfahren wollte, konzentriere ich dort meine Aufmerksamkeit vor allem auf die konfliktreiche und problematische Grenzkultur zwischen USA und Mexiko. Konfliktreich und problematisch ist diese Beziehung u.a., weil sie auf die Anwesenheit der Dritten Welt in der so genannten Ersten, wenn man USA überhaupt dazu noch zählen kann, verweist. Auf der Suche nach den kulturellen Wurzeln ihrer vorkolonialistischen Geschichte kommt es bei der mexikanischen, bzw. Latino-Minderheit, zunehmend zu einer Überarbeitung alter, z.B. indianischer Mythen, die aktualisiert und in einer Art kulturellem Recycling zur Identitätsfindung beitragen sollen. Der oft zitierte »melting pot« wird verweigert. Unterschiede wollen sich nicht einschmelzen lassen. Die Mischung gegensätzlicher

Qualitäten, oder auch: Synkretismus ermöglicht Außenseitern und Minderheiten ihre als Randerscheinungen interpretierten Traditionen aufrechtzuerhalten.

Eine der ersten Sprecherinnen dieser Bewegung ist die texanische Schriftstellerin Gloria Anzaldua, die in ihrer Textsammlung *Borderlands / La Frontera* persönliche und kulturelle Geschichte, Mythen und Fiktionen miteinander in Beziehung setzt. Sie schreibt über die Grenze:

Borders are set up to define places that are safe and unsafe, to distinguish us from them. A border is a dividing line, a narrow strip along a steep edge. A borderland is a vague and undetermined place created by the emotional residue of an unnatural boundary.

Die Feministin Anzaldua konzentriert sich vor allem auf eine Beschreibung der Frauen zwischen den Kulturen, die sie als »Mestiza« bezeichnet: In den Körper der Mestiza ist die Geschichte mehrerer Rassen, mehrerer Eroberungen eingezeichnet, er ist ein Schauplatz von Verrat und Beschämung. Verschiedensten Einflüssen unterworfen, muss das Grenzgebiet als Ort von vielfältigen Veränderungen und als Ausgangspunkt ständiger Konfrontation angenommen werden, so Anzaldua.

Auch auf sprachlicher Ebene wird Anzalduas Anliegen deutlich gemacht: Spanisch, Englisch und Nahuatl gehen eine Verbindung ein und bringen eine Art TexMex-Poesie hervor. Ziel dieser Arbeit ist es, den Blick auf die Borderlands als negativ definiertes Gebiet aufzugeben und sie im Gegenteil als Grundlage neu zu entwickelnder Identitäten zu begreifen. Auf der Suche nach einer Genealogie dieses Frauentypus greifen Anzaldua wie auch andere Chicana-Schriftstellerinnen zurück auf indianische Göttinnen und herausragende Mexikanerinnen und versuchen sie im Sinne einer erst zu erfindenden weiblichen Geschichte umzuwerten.

Die bedeutendste Identifikationsfigur mit zweifelhaften Vorzeichen ist Malinche, die Übersetzerin des spanischen Eroberers Cortez. In Mexiko steht Malinche gleich bedeutend für eine Person, die ihr Land betrügt. Im Allgemeinen repräsentiert Malinche die Unterwerfung der indianischen Rasse durch die weiße europäische.

Um die abwertenden Bilder zu beseitigen, analysieren Chicana-Schriftstellerinnen Stereotypisierungen, auferlegt durch kulturelle Normen, um sich selbst neu in Beziehung zu ihren Vorbildern zu setzen.

Die Schriftstellerinnen identifizieren sich vor allem mit der Tätigkeit des Übersetzens, dem ständigen Wechsel von einer Sprache und Kultur zur anderen. Übersetzer sind als Vermittler weder mit der einen noch der anderen Seite der Übersetzung identisch. Obwohl sie daran arbeiten, ein System im anderen zu verorten, ist ihre Grundbedingung das Aufgeben eines für immer festgelegten Ausgangsortes, an den endgültig zurückzukehren möglich wäre.

In Chicago hatte ich mein Dasein nach anfänglichem Befremden inmitten von Überschneidungen aus Erster und Dritter Welt erneut zusammensetzen können. Mein Europäischsein fand in Geruch und Geschmack von polnischen Delikatessen eine Entsprechung, meine von katholischen Ländern, wie Österreich und Portugal geprägte Ästhetik konnte sich im Kitsch und Pathos mexikanischer Ikonen spiegeln; dem feuchtnebeligen, an einer Flussmündung gelegenen Campus der portugiesischen Universität, an der ich unterrichtet hatte, entsprach das Gelände am Michigan-See fast.

Dann aber wurde in Österreich die Freiheitliche Partei mit in die Regierung übernommen und wurde von einem Nicht-Ort, der in den USA niemals erwähnt wurde, zu einem Unort, an dem das Schlimmste passierte. Auch dort wurden die Grenzen also nicht vergessen, sondern anders verlegt. Und wo sie zwischen Ländern aufgehoben schienen, tauchten sie nun innerhalb ihrer Einwohner auf. Aus Angst vor dem Verlust des Eigenen versuchten viele sich erneut zu begrenzen.

Auf der Suche nach Heimat und Identität wird eine Vergangenheit erfunden, die Maßgaben gehorcht, welche vor allem gegenwärtige Bedürfnisse befriedigen sollen.

Damit wird aber alles andere, das es damals nicht gegeben haben soll, aufgelöst, Übergänge als Markierungen von Widersprüchlichkeiten gelöscht.

Diese Erinnerung, die aber auf Löschungen beruht, hat ihre Resonanz, die körperliche Erfassbarkeit von Entstehen verloren. Sie ist stumm, sie wiederholt tote Geschichte. Aufräumen und Reinemachen, heißt also Ort, Identität und Bedeutung verlieren. Die

Sehnsucht nach Sicherheit aus der Vergangenheit katapultiert sich damit in einen luftleeren Raum.

Aus dieser Situation heraus wurde klar, dass es notwendig ist, neben der beliebten, weil identitätsbegründenden Suche nach den Wurzeln, auch die Suche nach Ent-Wurzeln zu betreiben, ein aufmerksames Erforschen und Prüfen von Resten, verschwiegenen und unterdrückten Elementen der eigenen, Familien- und allgemeinen Geschichte, wie zum Beispiel der Geschichte des Ein- und Auswanderns, des mehrfachen Spracherwerbs, der Vertreibung, der Auswirkungen des Kolonialismus usw.

Und damit mache ich mich in meinen literarischen Arbeiten an die Erzeugung imaginärer Geographien, zwischen Siebenbürgen, Weibern und Wien, zum Beispiel, oder zwischen Hollywood und dem Salzkammergut, zum Beispiel, mit dem gerade fertig gestellten Roman *PHANTOME*, in dem die Lebensläufe von Emigrantinnen nachgezeichnet werden.

Mit der Arbeit an *PHANTOME* konnte ich endlich auch das amerikanische Bild Österreichs einarbeiten, das, als von falscher Erinnerung geprägt, angesehen wird. Weil die Österreicher ihre belastete Vergangenheit nicht zugeben wollen und in einer Art imaginärer Geschichte leben, tauchen diese Gespenster immer wieder aus dem Verborgenen herauf. Immer wieder brechen Stücke unbewältigter Ereignisse in ihre Gegenwart und sie werden daher die Vergangenheit nicht los. Die amerikanische Lust am Gruseln spielt hier mit herein ins Bild.

In Berlin, wohin ich kurz vor dem September 2001 aus New York gezogen war, traf ich Tzveta wieder, die mittlerweile nicht mehr in bulgarischer oder englischer Sprache, sondern auf Deutsch schrieb. Sie veranstaltete ein Fest zu Ehren der Buchstaben, ein Brauch aus ihrem Herkunftsland.

Sabine Scholl (geb. 1959) ist freie Autorin und Publizistin. Sie hat lange in New York und Chicago gearbeitet und lebt heute in Berlin. Sie unterrichtet Creative Writing und hält Gastvorlesungen an Universitäten, zuletzt in Nagoya (Japan). Zahlreiche Buchveröffentlichungen. 1992 veröffentlichte sie die Erzählungen *Fette Rosen* und erhielt den Rauriser Literaturpreis für die beste deutschsprachige Erstveröffentlichung. 1993 erschien ihr Roman *Haut an Haut* und 2000 publizierte sie den Roman *Die geheimen Aufzeichnungen Marinas*.
Kontakt: post@sabinescholl.com